

### III.

Die erste sichere Nachricht über Schlüter nach seinem Sturze erhalten wir erst wieder aus dem Jahre 1713. Wir finden ihn in Petersburg am Hofe Kaiser Peter's des Großen.

Dieser merkwürdige Fürst strebte nach europäischer Gesittung für sich und sein Volk. In ebenso rücksichtsloser als gewaltfamer Weise dachte er die Lehren, welche er auf zahlreichen Reisen eingeheimst hatte, für sein Reich zu verwenden. Holland war ihm das vorbildliche Land. Dem Zuge aller nordöstlichen Völker jener Zeit folgend, suchte er in Amsterdam Belehrung, Anregung, Arbeitskräfte. Im Jahre 1698 folgte er dem Könige Wilhelm III. nach England, von wo er gegen 500 Handwerker mit in sein Reich überführte. England selbst aber war damals von den Niederlanden in gewerblicher Beziehung abhängig und erst im Begriffe, sich selbständig zu entwickeln.

Neben Holland war aber Dresden die Stadt, in welcher der nordische Kaiser mit Vorliebe Studien machte. Die Kunstblüthe, welche August der Starke dort hervorzurufen begann, konnte ihm nicht entgehen. Nicht der Fürst selbst, dessen ganze Lebensart ihm wohl eher Abscheu als Bewunderung einflößte, lockte ihn an. Seiner derben Natur mochte August's feinere Sinnlichkeit nicht eben behagen. Er vermied es geflissentlich, den König zu sehen.

Im Sommer 1698 kam er zum ersten Male nach Dresden.<sup>158)</sup> Das Gerücht ging dem Kaiser bei den sächsischen Hofleuten voraus, er sei „ganz und gar nicht von äußerlichem Wesen, sondern gemein, anbenehst ein Freund von solchen Personen, welche von der alten deutschen Art herstammen und alle Weitläufigkeiten hintenansetzen“.

Diesem Urtheil entsprach sein Auftreten. Nichts aber machte die Hofleute mehr erstaunen, als Peter's Eifer, sich zu bilden, sein unermüdlicher Wissensdurst. Im September 1711 kam er zum zweiten Male auf der Reise nach Karlsbad nach Dresden, aber krank, von Koliken geplagt. Trotzdem besuchte er Glashütten, die Kunstammer, das Zeughaus, den Bernsteindrechsler Krüger, den Hofuhrmacher Sichtner, die Freiburger Bergwerke. Auf der Rückreise kümmerte er sich um die Hofherren noch weniger als früher. Er wohnte in einem Hotel und hielt sich am liebsten im Hausknechtzimmer auf. Das Ballhaus, die Pulvermühle und die Papiermühle, die Kirchengeräthe der Schloßkirche, ein Schiffmodell zu besichtigen, freute ihn mehr als die Huldigungen der vornehmen Gesellschaft. Am 22. November besuchte er den berühmten Hofjuwelier Dinglinger. Er scheint an diesem Künstler besondere Freude gefunden zu haben, ebenso an dem Hofmathematikus Gärtner, welcher jenem gegenüber in der Frauenstraße wohnte, einem Manne, der sich durch zahllose mögliche und unmögliche Erfindungen auszeichnete und als Mechaniker großen Ruf besaß. Marperger widmete seinen Erfindungen ein ehrendes Buch und feiert ihn als den Archimedes des Jahrhunderts. Dort sah Peter unter anderem das Modell zum neuen Schloß, welches König August zu bauen beabsichtigte, „in dem man die Auszierung und Architektur der Zimmer von innen genau erkennen“ konnte, ferner „ein Stück vom Perpetuum mobile“. Es wird auf diese Gegenstände zurückzukommen sein.

Im Jahre 1712 war Peter wieder in Deutschland. In Berlin hielt er sich zwei Tage auf, von welchen einer dem Besuch einer blühenden Aloë in Köpenick gewidmet ward. Bei dieser Gelegenheit sah er zum ersten Male das Berliner Schloß, in dem er eine Mahlzeit einnahm. Vorher war er in Dresden gewesen, wo er vom 17.—25. November auf der Rückreise aus Karlsbad verweilte, und zwar wohnte er zum Staunen des Hofes diesmal bei Dinglinger selbst: ein Kaiser bei einem bürgerlichen Goldschmiede! Wieder besuchte er von hier aus allerlei Werkstätten, namentlich aber das Modell zum neuen Schloß und zweimal Gärtner's Haus mit seinen mechanischen Wundern.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr schrieb er an den Feldmarschall Grafen Bruce zwei merkwürdige Briefe.<sup>159)</sup> Jacques Daniel Bruce, ein Edelmann aus altschottischem Geschlecht, war damals Großmeister der Artillerie und einer der gelehrtesten Männer am Petersburger Hofe. Er hat sich stets lebhaft mit der Baukunst beschäftigt, da diese dem Festungsbauwesen damals nahe stand. Seine reiche Bibliothek architektonischer Werke, die nach seinem Tode 1735 an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften kam, bewies, daß es ihm ernst war um die Kenntniss des Bauwesens. An diesen, seinen Günstling, schrieb Peter im December 1712, also zu einer Zeit, wo man in Berlin den Tod König Friedrich's und das Ende der Bauhätigkeit allgemein in Bälde voraussah, folgende Zeilen:

„Ist Ueberbringer dieses bei Euch erschienen, so erkundiget Euch sorgfältiger, ob er auch wirklich ein architector civilis sey und sendet deshalb Jemand ab oder schreibet nach Dresden; denn ein Goldarbeiter, bei dem ich in Dresden wohnte, hat ihn mir geschickt. Er wünscht einen Jahrgehalt von anderthalb Tausend Rthlr. cur. Und erfahret Ihr, daß er ein geschickter Meister sey, so schließet mit ihm einen Kontrakt auf einige Jahre. Sehet indessen darauf, daß er nicht zu viel voraus bekomme. Nehmet ihn nach geschlossenem Kontrakte zu Euch und zahlet ihm nach Gutdünken.“

Und der zweite Brief lautet:

„Nach Empfang dieser Zeilen suchet einen Perspektivmaler anzunehmen für Gartenfiguren, desgleichen den Gärtner, der in Potsdam und in anderen königlichen Gärten die großen Bäume gepflanzt hat. Er heißt Martin Händler (?).“

Es scheint demnach, daß Bruce sich in Berlin befunden habe, dort den Vertrag mit dem architector civilis habe machen sollen, den ihm Dinglinger zugeschickt hatte. Da, wie wir sehen werden, Schlüter selbst später und vielleicht schon damals am Perpetuum mobile arbeitete, so dürfte ihn dies mit Gärtner und dessen Freund in Verbindung gebracht haben. Andererseits wurde unzweifelhaft der große Architekt und sein Berliner Werk damals in Dresden sehr geschätzt. Jene großartigen Schloßbauentwürfe, welche Matthäus Daniel Pöppelmann zu jener Zeit gerade schuf, Entwürfe, die sich

bis heute in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden erhielten,<sup>160)</sup> zeigen so unverkennbar den Einfluß des Berliner Schlosses, daß ich, als ich die vorher für zum Eskurial gehörig gehaltenen Blätter zuerst in die Hand bekam, Schlüter'sche Zeichnungen vor mir zu haben glaubte. Sie sind eine Durchdringung des Berliner Palaßgedankens mit deutsch-barockem Kunstempfinden. Auf Peter haben die großen Modelle in Dresden sichtlich Eindruck gemacht. Daher veranlaßte Dinglinger, so scheint es, daß Schlüter, dessen bedeutende Kraft in Berlin feierte, ihn aufsuchte. Denn der Kaiser ging selbst mit großen Plänen für Petersburg um.

Aus einer anderen Quelle erfahren wir, daß Schlüter nach dem „Sachsenlande“ abgereist war, ehe er nach Petersburg ging. So schrieb Johann Jacobi, der Erzgießer, am 28. November 1714 an Kaiser Peter, als es galt, eine Forderung von 1205 Thlrn. geltend zu machen. Wir ersehen weiter aus diesem Briefe, daß Schlüter seine Familie in Berlin zurückließ und daß diese sich in keineswegs glücklichen Verhältnissen befand. Nur ein Sohn scheint Schlüter nach Petersburg begleitet zu haben oder ihm dahin gefolgt zu sein. Neben der Jacobi'schen Schuld waren noch andere Unannehmlichkeiten für Schlüter hinterblieben. Noch waren verschiedene Rechnungen vom Schloßbau nicht richtig gestellt. Man versteht daher Peter's Vorsicht, daß er dem Architektornicht alsbald zu viel Geld in die Hand geben wollte, wie auch, daß er sich nach seiner durch den Anfall am Münzthurm in Zweifel gezogenen Tüchtigkeit erkundigte.

Wenn es nun auch nicht völlig sicher ist, daß Schlüter jener Architektornicht gewesen sei, so spricht die Sachlage doch sehr dafür. Schlüter stand Bruce auch während seines Aufenthalts in Petersburg nahe. Denn dessen Verwandter, der als Reiseschriftsteller später bekannt gewordene Peter Heinrich Bruce, erzählt in seinem Buche über seine Erlebnisse in Rußland,<sup>161)</sup> er habe in Petersburg unter Schlüter's Leitung architektonische Studien gemacht. Er war 1692 in Westfalen geboren, also als dies geschah, ein junger Mann von 22 Jahren, der noch den Anordnungen des Feldmarschalls gefolgt sein dürfte, als er sein Wissen zu erweitern strebte. Denn gegen das Angebot, Schlüter beim Anfertigen seiner Pläne zu helfen, versprach dieser, ihn in den Regeln der Baukunst

zu unterweisen, zumal es an geeigneten Hilfskräften fehlte und Schlüter große Aufträge hatte, und zwar für „Paläste, Häuser, Akademien, Manufaktureien, Druckereien u. s. w.“

Die Frage ist schon mehrfach aufgeworfen, was Schlüter wohl in Petersburg gebaut oder auch entworfen habe.<sup>162)</sup> Noch ist sein Name dort nicht in den Acten gefunden worden: sein Wirken ist gänzlich verschollen. War es doch nur von kurzer Dauer und war man doch zu jener Zeit weniger geneigt, die geistige Arbeit des Entwurfes zu feiern, als heute. Aber es ist bezeichnend, daß um die Zeit des Eintreffens Schlüter's in Petersburg erst ein erhöhtes künstlerisches Schaffen begann und daß ihn der Kaiser alsbald nach seinem Tode durch glänzende Kräfte zu ersetzen suchte, indem er 1714 den ausgezeichneten Pariser Architekten Leblond und den Bildhauer Rastrelli nach Petersburg berief.



Die merkwürdige Schöpfung des russischen Alleinherrschers, jenes Amsterdam an der Newa, war erst im Entstehen. Seitdem er den Schweden den Zugang zur Ostsee durch Eroberung der die Flußmündung deckenden Nyenschanze abgewonnen hatte, plante er daran, seinem Reiche „ein Fenster zu schaffen, das nach Europa hinauschaute“.<sup>163)</sup>

Im Jahre 1703 begann der Plan Gestalt zu bekommen, es entstand die russische Hauptstadt unter den Augen des kaiserlichen Zimmermanns von Saardam. Die ganze Anlage wies auf niederländische Vorbilder. Der mächtig breite, durch flache Gelände sich in mehreren Armen ziehende Newafluß bildet eine Anzahl von Inseln; kleinere Wasserläufe theilen diese weiter, so daß der Verkehr des nahen Meeres sich bis in das Innere der Stadt erstreckt und diesem das Wesen eines Hafensplatzes giebt, obgleich von der Festung, dem Mittelpunkt der Stadt, bis zur offenen See noch eine Entfernung von etwa sieben Kilometer ist.

Als Schlüter nach Petersburg kam, war der Stadtbau schon in vollem Gange. Im Frühjahr 1703 hatte der Kaiser große Mengen von Russen, Tartaren, Kosacken, Kalmücken und Finnen nach der Newa gesendet, sich selbst die berühmte, noch erhaltene

Hütte gebaut und unter eigener Aufsicht die Bauarbeiten begonnen. Bis zu 40000 Werkleute sollen oft beisammen gewesen sein. 1704 entstanden die ersten Privathäuser, seit 1705 schon solche von stattlicherer Anlage an der jetzigen Millionnaja, am linken Newaufer, der Festung gegenüber. Den Wassilij=Dstrow, d. h. die birnförmige, ausgedehnte Insel im Westen der Stadt, schenkte der Kaiser seinem Günstling, dem Fürsten Menschikoff, der sie 1716 in geradlinige Straßen abtheilte, einen holländischen Park in der Mitte derselben plante, um damit Ansiedler anzulocken, und an der Spitze der Insel sein Palais erbaute. Dieses ist in der alten Form, wie es noch 1717 auf de fer's Plan erscheint, nicht mehr erhalten, ebensowenig wie die Häuser der von Menschikoff 1716 herbeigezogenen französischen Hofleute und Danziger Künstler, für welche der Kaiser die Miete zahlte. Die Deutschen wohnten sonst auf der Admiralitätsinsel, wo sie in der Admiralität, einem damals schon langgestreckten, formlosen Gebäude und den anstoßenden Docks Arbeit fanden. Dort hielt ein Danziger Wirth im Posthause einen von Deutschen vielbesuchten Schank. „Wie Meisenkasten aneinander gebaut,“ sagt ein Berichterstatter von 1718, „waren viel kleine Häuser dort ohne Ordnung zusammengestümpelt,“ in Straßen ohne Namen. Es war ein wohlthätiger Erlaß, der 1715 anordnete, vor den Haushüren eine Klapfer der Straße zu pflastern; kam es doch vor, daß selbst Pferde im Morast zu Grunde gingen. Denn Peter wollte Gassen nach Amsterdamer oder Venetianischem Vorbilde schaffen, jeder Straße einen Kanal geben und schuf damit zunächst nur unergründliche Pfützen. Trotz des Ueberflusses an Wasser war die Feuergefahr groß. Die Häuser bestanden meist aus nur einem Zimmer mit einem großen Backofen, Löchern als Fenstern; es galt schon für vornehm, diese mit Marienglas oder Schweinsblasen zu verschließen. Die Art des Zimmermanns war das einzige Handwerkzeug; sie zimmerte die Balken roh zusammen, welche erst nach dem Verlegen behauen wurden. Die rohen Späne faßte der Brand leicht, den man durch Niederreißen der vom Feuer erfaßten Hütten bekämpfte. Jenem Gewährsmann „schauderte oft die Haut“, wenn er den Kaiser selbst auf brennenden Dächern arbeiten sah.

Aber schon begannen Einige, sich Steinhäuser zu bauen. Peter selbst wohnte freilich lange in der berühmten Hütte, welche die

Achtung der Nachwelt bis heute erhielt. Der erste, welcher ein Steinhaus aufführen ließ, war der Kanzler Graf Golowin, der Peter wiederholt auf seinen Reisen durch Deutschland begleitet hatte. Bald folgte Bruce. Des Fürsten Menschikoff Haus, drei Stock hoch, nach italienischer Art gebaut, mit roth gestrichenen eisernen Platten abgedeckt, galt als Sehenswürdigkeit: sein schön ausgestatteter Saal, die Kirche, das Glockenspiel. Sein Sommerhaus, zwei Stock hoch, gleichfalls italienischer Bauart, war mißglückt; es hielt nicht trocken wegen des schlechten Daches. Der Garten war unfertig. Die „Architecti, Gärtner und Künstler“, welche der Fürst beschäftigte, wohnten in Holzhäusern, die nach holländischer Art, also mit ausgesetzten Riegelwänden, errichtet waren.

Alle diese Bauten aber wurden durch die Pläne des Kaisers selbst übertroffen. Sein leitender Baumeister war ein Italiener, Trezzini. Dieser erhielt sich im Einfluß bis an Peter's Ende; doch scheint es, namentlich in späterer Zeit, als wenn er weniger nach künstlerischer als nach technischer Richtung wirksam gewesen wäre. Schon 1703 wird er als der Erbauer der Festung genannt, noch 1728 theilt er den Deutschen das Grundstück für die Peterskirche zu. Auch sonst waren die überall sich einnistenden Italiener zur Stelle. Nach Schlüter wirkte als Bildhauer Carlo Bartolomeo Rastrelli, der noch um 1700 in Paris ein Denkmal des Marquis de Pomponne errichtet hatte, 1716 aber in Königsberg lebte, von wo ihn Peter der Große auf drei Jahre mit 1500 Thaler Gehalt in seine Dienste nahm. Er ist es, der für das Schloß Strelna die Bau- und Gartengrundrisse anfertigte.<sup>164)</sup> In der Ausführung derselben wurde er aber Bruce unterstellt. Seit dann bald darauf, gleichfalls 1716, Jean-Baptiste Alexandre Leblond,<sup>165)</sup> einer der gesuchtesten Architekten der vornehmen Welt von Paris, den wohl nur der Gehalt von 5500 Rubel oder fast 6000 Thalern nach Petersburg lockte, dort Boden faßte, scheint Rastrelli vorzugsweise nur noch als Bildhauer beschäftigt worden zu sein. Als solcher schuf er in Petersburg für den Garten des Sommerpalais Statuen. Dieses Palais war damals noch klein, aber bereits in Stein aufgeführt. 1716 hatte man einen Kanal um den Garten geleitet und diesen mit Bindwerkängen umgeben. Die Orangerie, die Wasserkunst, die weißen Marmor-

statuen waren der Stolz der jungen Stadt, die nur im Winterpalais, einem an der Newa gelegenen zweistöckigen Steinbau, ein Gegenstück besaß. Das mit Bildhauerarbeiten geschmückte Petersthor und die halbfertige, von Trezzini entworfene, 1714 begonnene Peter=Paulskirche in der Festung, sowie deren Modell gehörten noch 1718 zu den wenigen Sehenswürdigkeiten von St. Petersburg.



Es war eine nicht eben leichte Lage, in welche Schlüter versetzt wurde. An Menschen fehlte es in Petersburg nicht, um Großes zu leisten. Aus den vom Kriege zerstörten finnischen Orten, aus dem Inneren des Landes führte Peter gewaltige Arbeitermassen herbei. Aber es waren rohe Kräfte, mit denen sich wenig anfangen ließ. Selbst die gewaltige Hand des Zaren vermochte sie nicht alsbald nach seinem Willen zu formen, obgleich er sofort Schritte that, um ein neues Geschlecht von Handwerkern zu schaffen. Zu diesem Werke scheint auch Schlüter herangezogen worden zu sein. Wenn gleich erst 1724 die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften eröffnet wurde, so sind Zweige derselben allem Anscheine nach viel früher in Wirksamkeit gewesen.

Denn schon 1714 legte Peter im Sommerpalais, der Arbeitsstätte Schlüter's nach Bruce's Mittheilung, die Kunstkammer und die Bibliothek an, welche Atlanten, Werke über Topographie, Civil-, Kriegs- und Schiffsbau, Mechanik und Kunst enthielt. Seit 1719 begann der Bau eines Akademiegebäudes auf der Spitze des Wassilij=Ostrow, ein Bau, den Johann Daniel Schumacher, ein deutscher Architekt, auszuführen begann.<sup>166)</sup>

Nun erzählt uns, wie erwähnt, Bruce, Schlüter sei 1714 „mit Erbauung vieler Paläste, Häuser, Akademien, Manufakturen, Buchdruckereien u. s. w.“ beschäftigt gewesen. Die Akademie der Wissenschaften enthielt aber eine Buchdruckerei, Schriftgießerei, Buchbinderei, ferner Zeichnungsstuben, eine Kupferstecherei, mechanische Werkstätten, eine Glasschleiferei, Steinschneiderei, Drechslerei, also Anstalten, wie die von Schlüter erbauten, in welchen die bürgerlichen Künste von angestellten Fachleuten öffentlich gelehrt wurden. Man kann also als wahrscheinlich annehmen, daß auch Schlüter eine dieser Lehrkräfte war, daß er hier wie in Berlin mit seinen

Bauausführungen eine öffentliche Professur verband. Jenes Akademiegebäude aber vollendeten einige jüngere Petersburger Architekten, nachdem, wie es scheint, schon 1719 die Kunstkammer dorthin verlegt worden war. Neben Schumacher wird namentlich Materowsky oder Maternow genannt, der auch die 1717—1727 erbaute, später abgebrochene Isaackirche entwarf, während wir Schumacher 1728 als denjenigen wiederfinden, welcher die Peterskirche der Deutschen nach neuem Plane errichtete.

Es bleibt trotz der Anknüpfungspunkte doch unklar, ob die Akademie der Wissenschaften, wie sie sich heute noch erhielt, auf Schlüter's Plan zurückzuführen sei. Der im Grundriß aus einem Achteck mit concaven Seiten bestehende große Mittelthurm spricht nicht dagegen, ob er gleich kein Meisterwerk ist. Der in drei Fenster- und Nischengeschossen aufsteigende, von Ortsteinen umrahmte und nur nach vorn von einem großen Fenster über der Thüre und der Freitreppe zu derselben durchbrochene Mauerkörper, sowie der kuppelartig abschließende, von einem Globus bekrönte Helm erinnern an die Schlüter'schen Münzthurmpläne. Der Mitteltheil ist etwas trocken, die niedere Säulenhalle, die ihn umgiebt, nicht von hinreichender Bedeutung. Das Ganze ist durchaus deutsch in Form und Grundgedanken, doch für Schlüter etwas matt. Noch trockener sind die Fassaden der beiden an die Thür anliegenden dreistöckigen Flügel. Nur die barock geschwungenen Giebel der Vorlagen mit ihren großen Trophäen-Reliefs am Ende der langen Front geben etwas Abwechslung. Im Innern finden sich stattliche, zweigeschoßige Ausstellungssäle mit einer nicht eben gedankenreich angeordneten Säulenarchitektur. Die flachen Decken sind in geometrische Felder einfach abgetheilt. Der ganze Bau macht den Eindruck der raschen Herstellung, der ungenügenden Durchbildung.



Schwerer noch ist zu sagen, an welchen Palastbauten Schlüter Antheil gehabt haben könne. Zunächst lenkt sich das Augenmerk auf die beiden kaiserlichen Paläste. Das Sommerpalais wurde bereits 1711 gegründet; 1716 wurden die Gartenanlagen mit

Gräben nach holländischer Sitte umgeben. Bruce erzählt, der Kaiser wäre oft bei Schlüter gewesen und habe auch seine (Bruce's) Planzeichnungen eingesehen.

Es ist also wahrscheinlich, daß Schlüter an Peter's eigenstem Werke, dem Sommerpalais, Antheil hatte. Ein Bericht der kaiserlich russischen Akademie der Künste von 1862 theilt mit, der Kaiser habe Schlüter „wie man sagt“ große Bauten aufgetragen, dieser aber nur den Sommergarten und eine Grotte darin vollendet. Unzweifelhaft handelt es sich um das jetzt zerstörte Grottenhaus an der Fontanka, einst einem der eigenartigsten Schmuckbauten des kaiserlichen Sommergartens, von dem alte Stiche uns eine gute Vorstellung geben. Diese Grotte findet sich schon auf dem Stadtplane des N. de Fer von 1717. Es war ein Pavillon dicht am Canal mit einer derben Barock-Architektur, welche derjenigen süd-deutscher Künstler sich am meisten näherte, eine Kuppel fast unmittelbar über dem würfelförmigen Bau, dessen Detail lebendig, aber nicht eben von hervorragendem Werthe war.<sup>166)</sup>

Das heutige Sommerpalais aber wurde vor 1717, allem Anscheine nach, in seiner späteren Gestalt nicht begonnen. Was in Fer's Plan zu sehen ist, stimmt nicht mit den späteren Bauten zusammen, von welchen schon K. und J. Ottens in ihrer Abbeelding van de nieuwe russ. Hoofe-Residentie en Zeestadt St. Petersburg einen Grundriß geben: ein rechtwinklich langgestrecktes Gebäude mit an einer Langseite vorgezogenen Seitenrisaliten. Peter erließ am 2. Mai 1714 einen eigenhändig geschriebenen Ukas,<sup>167)</sup> welcher dem Stuckateur befahl, zwischen den oberen und unteren fenstern die figuren zu besorgen, wie der Baudirektor sie angeben werde, und die Gesimse wie die vorigen zu machen. Die Vorhaustreppe solle man aus Eichenholz machen, den Schrank und die Wendeltreppe nach holländischer Art nebst einer Gallerie gleichfalls von Eichenholz. In der Küche solle man die Wände mit fliesen belegen. Wer dieser Baudirektor, wer der Stuckateur sei, sagt die Urkunde nicht, wahrscheinlich ist jedoch mit Ersterem Schlüter gemeint, denn auch dieser Bau stand unter Bruce's Oberleitung.

Später erlitt er vielfache Aenderungen. Die eigenartige Architektur, die er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte (fig. 61), ist vielleicht zum Theil Schlüter zuzuweisen. Jrgend

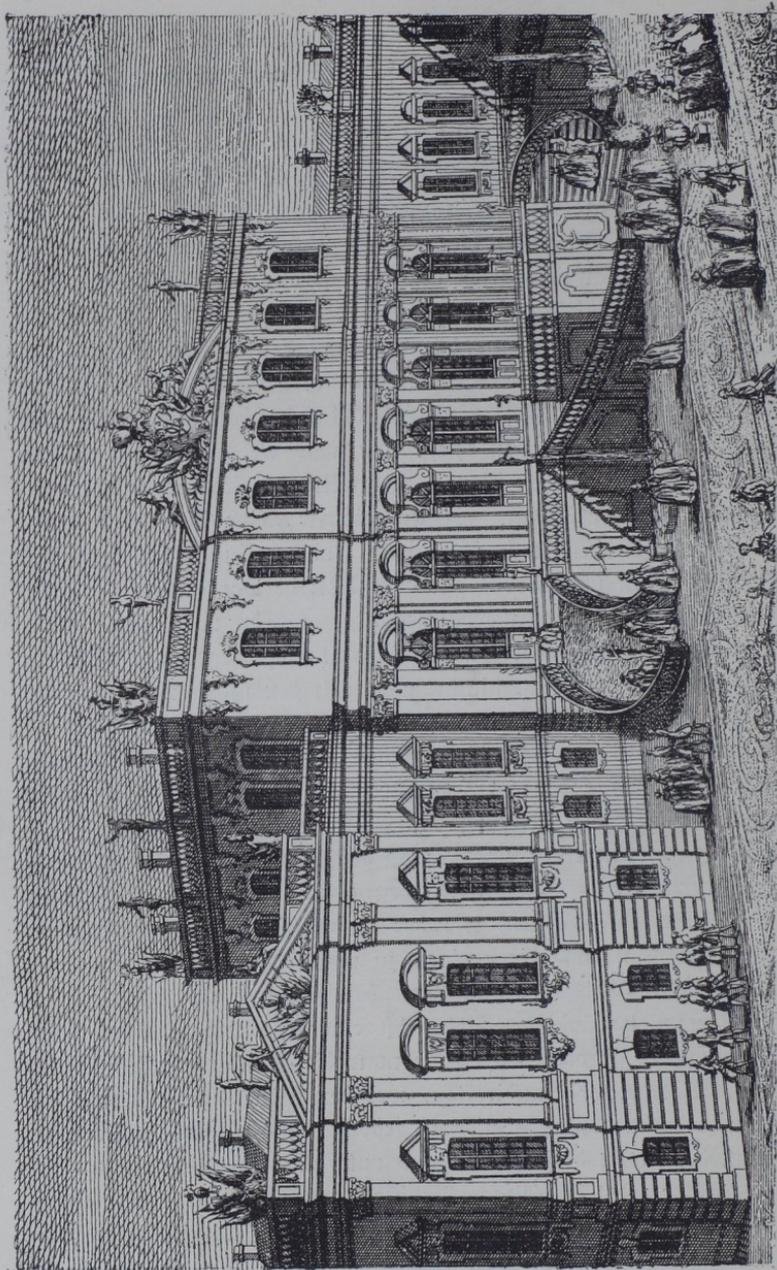


Fig. 61. Kaiserliches Sommerpalais zu St. Petersburg. Urprüngliche Gestalt. Nach Truslot-Sokolow.

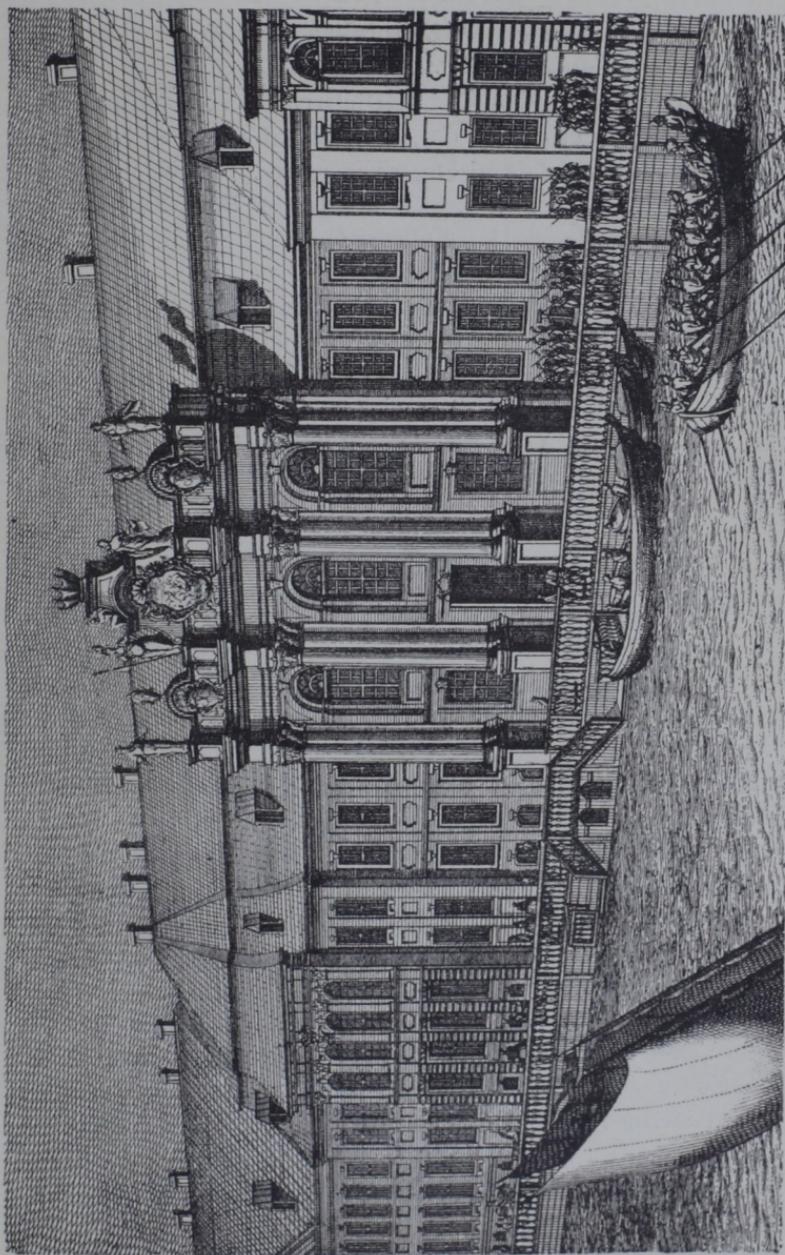


Fig. 62. Das ehemalige Palais Alrajin zu St. Petersburg. Nach Trunstor-Sofolom.

welche sichere Handhabe zur Beurtheilung der Frage bieten die Formen aber nicht.

Mehr ist dies der Fall beim Winterpalais oder vielmehr bei jenem Palais Aupratin (Fig. 62), welches seit 1754 vor dem Bau eines neuen Winterpalais niedergerissen wurde. Es ist die Uebersetzung des am Berliner Schloß angeregten Baugedankens auf kleinere Verhältnisse, ein im Entwurf durchaus Schlüter'schen Anschauungen entsprechendes Werk.

All' diese Paläste sind längst verschwunden und haben dem ödesten Klassicismus Platz gemacht. Den russischen Kaisern mochte die individuelle kecke deutsche Barockkunst besonders wenig behagt haben; sie liebten die Gleichmäßigkeit langer Säulenordnungen und Fensterreihen, das, was die Künstler in Frankreich den „Nesfidorstil“ nennen.



Ueber die gesellschaftliche Stellung Schlüter's wissen wir wenig. Sie mag äußerlich nicht ungünstig gewesen sein, da Kaiser Peter dem deutschen Meister seine Theilnahme zuwendete. Aber dieser war von schwacher Gesundheit, leidend und überbürdet von der Last der Geschäfte; so schildert ihn Bruce, der wohl nicht wußte, daß die Berliner Schulden drohend über seinem Lehrer und dessen Familie lasteten. Schlüter's Frau verkaufte in Berlin ihre schönen und kostbaren Möbel, und zwar „um ein Spottgeld“, wie sie sagt. Seit König Friedrich Wilhelm I. herrschte, war der Luxus unmodisch geworden! Mit dem Erlös wollte sie sich nebst ihrer Familie nach Petersburg wenden. Der dem Alter von 50 Jahren sich nähernde Meister war in der halbfertigen Stadt ohne Heim, ausgesetzt dem unwirthlichen Klima, gefoltert sowohl von den Sorgen um die Seinen, wie um das Gelingen seines räthselvollen Werkes.

Es ist ein trauriges Schicksal, welches beide Gegner aus der großen Berliner Bauzeit traf; beide zahlten den Leidenschaften und dem dunklen Drange ihres Jahrhunderts ihre Steuer. Während Cosander sich in Frankfurt a. M. in die Sudelfüche einschloß, um Gold zu machen, vertiefte sich Schlüter in den Versuch, das Perpetuum mobile zu erfinden! Es ist dieses Ende zweier be-

deutender Männer von kulturgeschichtlichem Interesse. Die Wissenschaften hatten im 17. Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung genommen. Es begann die Zeit, in welcher das deutsche Volk zu dem der Dichter und Denker wurde und das Reich der Phantasie und der Logik um so vollkommener beherrschen lernte, je weniger es in der Wirklichkeit auf der Erde Gewalt besaß. Künstler aber sind auf das Thatsächliche, auf das praktische Können gerichtete Naturen. Die deutsche Kunst ging an dem vorwiegend speculativen Leben der Nation zu Grunde. Die feine Lust ästhetischer Klarheit benahm ihr den Athem. Mit Schlüter begann das deutsche Barock in Berlin, aber mit ihm endete es auch. Andere Städte, namentlich Dresden, nahmen es auf, aber auch dort schlug die klassische Regel der Franzosen den freudigen Gestaltungseifer bald nieder. Auch Pöppelmann beschloß sein Leben in erzwungener Thatenlosigkeit. Cosander und Schlüter aber erfaßten, seit die Kunst ihnen keinen Wirkungskreis mehr bot, die Wissenschaft mit der erregten Phantasie des Künstlers; sie suchten nach den letzten Dingen, nach den Urkräften, die zu erschließen ihrem lebhaftem Empfinden das Werk eines glücklichen Fundes sein zu müssen schien. Das faustische in ihrem Dasein trat mächtig hervor: der Drang nach Hohem und die Kraft des Willens, die unter den harten Fesseln einer mit sich selbst zerfallenden Zeit niedergehalten wurden.

Das Modell von Schlüter's Perpetuum mobile war ein kreisrundes Messinggerüst, achtzehn Zoll tief und zwei Ellen Durchmesser mit hohlen, vier Zoll langen Einsätzen von demselben Metall, welche rings an der Innenseite angebracht waren. In diese war eine Kanonenkugel gelegt. Die Einsätze wurden durch je eine Feder bewegt, welche die Kugel zu ununterbrochenem Rundlauf zwang. Jeder von den Einsätzen griff in verschiedene Räder, welche besondere Bewegungen hervorbrachten. Aber die Federn und Räder brachen oft und beanspruchten viel Zeit zur Wiederherstellung. Schlüter ließ sein Werk Niemanden als den Kaiser sehen und schloß sich oft mit ihm ein. Sein Tod unterbrach die Vollendung des Werkes, das später Niemand mehr fortzuführen verstand, eine Sphynx, an deren Fragen das Leben eines großen Mannes zerschellte.

Es ist ein eigenartiges Zeitbild, einen der größten Fürsten der Geschichte, einen weitblickenden Selbstherrscher von unerschöpflicher

Thatkraft und gewaltthätigem Sinne, und den bedeutendsten Bildhauer seiner Zeit vereint über Modelle und Zeichnungen gebeugt zu sehen, um einem kunstvollen Aufbau von Räderwerk und Hebeln das Geheimniß der letzten allbewegenden Kraft abzulauschen. Hier einen gebrochenen Künstler, den sein technisches Mißgeschick und sein zum Theil selbstverschuldetes Unglück aus einer glänzenden Laufbahn herausgerissen hatten und der sich nun an den Gedanken klammerte, durch eine unerhörte Erfindung sein Glück wieder herzustellen; dort ein Mann, der zornig mit dem Stocke auf den Tisch schlug, wenn das Schicksal es wagte, ihm einen Wunsch zu versagen.

Schlüter konnte seinem neuen Herrn nicht die große, lang erwartete Entdeckung fertig vorlegen. Als sein Nachfolger, der französische Architekt Leblond, einst eine Allee hatte verschneiden lassen und Menschikoff ihn deswegen beim Kaiser verklagte, fiel dieser mit einem Stock über den Künstler her und bearbeitete eigenhändig den Franzosen, der aus der verfeinerten Luft von Versailles an den Hof des nordischen Civilisationsbarbaren überzustedeln gewagt hatte. Leblond starb bald darauf, den Zorn und die Beschämung im Herzen. Wie mag es Schlüter ergangen sein, als sein Perpetuum mobile nicht zustande kam, als er Peter's Erwartung hinhalten, seine Enttäuschung über sich ergehen lassen mußte?



Schlüter starb im Mai 1714, fern seiner Heimath und Familie. Im Norden von Petersburg, an der großen Newka, liegt die sogenannte Apotheker-Insel. Dort, wo sich jetzt etwa der botanische Garten befindet, war damals der alte deutsche Kirchhof. Es stand noch schlimm um die Grabesruhe der Todten in der neuen Stadt. Nur zu oft fand man die eben Beerdigten ausgegraben, beiseite geworfen, blos um des kahlen Sterbekittels willen, in dem man sie dem Boden anvertraute. Wer einen lieben Todten reinlich gebettet hatte, that gut, Wachen bei ihm auszustellen, um die Leichendiebe von ihm fern zu halten, bis er vergessen war oder sein Gewand Niemand mehr locken konnte.

Wir wissen nicht, wo Schlüter begraben wurde. Aber es ist wahrscheinlich, daß er dort draußen auf dem alten deutschen Kirchhose

liegt. Kunstvoll gepflegte Blumen entwachsen jetzt dem russischen Boden, welcher die Leiche eines der größten deutschen Künstler barg!



Die Nachklänge von Schlüter's Leben sind sehr traurig. Es haben sich zwei Briefe der A. E. Schlüterin, der Wittwe des großen Meisters, erhalten, beide vom 23. Juni 1714 und aus Berlin datirt, in welchen sie den Kaiser Peter und die Kaiserin Katharina um Unterstützung für sich und ihre Kinder ansieht. Die Briefe sind in den damals üblichen übertriebenen Gefühlsäußerungen gehalten, wohl das Werk eines Rechtskundigen. Aber die traurige Sachlage spricht für sich selbst. Die arme Frau hatte eben erfahren, daß der „bisherige Oberbaudirektor Schlüter, mein im Leben liebgewesener Ehemann“ gestorben sei und bittet nun den Fürsten, in dessen Dienst er zuletzt gestanden, und der „vor ihm die kurze Zeit über viele Gnade geheget“, um einen Wittwengehalt; und die Fürstin bittet sie, ihren Gemahl zu diesem Gnadengehalt zu „disponiren“. Dieses Gesuch unterstützte sie mit einer Probe einer Handarbeit und mit dem Angebot, auf Wunsch „curieuse Stühle, Betten, Tapeten und dergl. und andere Galanterien“ zu besorgen.

Ob dieses Gesuch Erfolg hatte, weiß ich nicht zu sagen. Es ist unwahrscheinlich, denn ein ähnliches Gesuch richtete die sorgenvolle Frau an König Friedrich Wilhelm I. Die Antwort ist uns erhalten:

„Supplikantin hätte sich zu rechter Zeit und in der ediktal gesetzten Zeit melden sollen. Ihr Gesuch kann auch um so weniger stattfinden, weil ihr verstorbener Mann bei dem Schloßbau noch verschiedene Rechnungen zu justificiren gehabt, wogegen der Supplikantin Präntention nicht zu Rechten ist. Hat sie also Seine Königliche Majestät damit nicht wieder zu behelligen.

Berlin, den 2. Juli 1714.“

Der harte Ton des Schreibens richtet sich nicht gegen den Künstler, sondern gegen den Beamten Schlüter, welcher in der König Friedrich Wilhelm so verhaßten Wartenbergischen Zeit gleich den Anderen aus dem Vollen geschöpft und sich um die Rechnungslegung nicht genügend gekümmert hatte. Er ist gerecht im Sinne

des Fürsten, er ist zu beklagen im Hinblick auf die Dankbarkeit, welche die Nation ihrem Schlüter schuldet.

Am 28. November 1714 schrieb auch der Gießer Johann Jacobi an den Kaiser Peter, um wenigstens einen Theil seines Guthabens aus der Nachlassenschaft Schlüter's zu retten. Noch sollte der Meister „einige Bage ausstehen“ haben. Er bat, da er Schlüter sein Geld baar in den „höchsten Nöthen“ der Familie vorgeschossen, ihm wieder zu dem Seinen zu verhelfen. Ob es ihm gelang, sein Guthaben auszugleichen, erfahren wir nicht. Bei der Sachlage ist anzunehmen, daß Schlüter, der noch in seiner „letzten Krankheit“ seine Schuld anerkannt und baare Wiedererstattung versprochen hatte, mit der Sorge und Scham im Herzen starb, einen hilfsbereiten Mann um das Seine gebracht zu haben.

Vom Verbleib von Schlüter's Familie wissen wir nichts. Nur Nicolai berichtet, ein Sohn des Meisters sei erst in russische, dann in sächsische Dienste als Ingenieur getreten und 1730 in Dresden gestorben.<sup>168)</sup>

